

Brauchen wir eine Theologie des Lesens?

Schon die Titelformulierung dieses Beitrags fordert eine Rückfrage heraus. Darf man Theologien nach Bedarf anfordern? Eine Schöpfungstheologie zum Beispiel zur Bekämpfung der ökologischen Sündenfälle? Eine Theologie vom Altar her angesichts sich leerender Gotteshäuser? Und nun eine Theologie des Lesens, weil die religiöse Lesekultur gefährdet ist? Gelangt man auf diese Weise nicht zu einer Sammlung modischer, im Grund überflüssiger Genetiv-Theologien?

Brauchen wir eine Theologie des Lesens? Das Unbehagen wächst, wenn man überlegt, wer dieses „Wir“ in der Themenstellung ist. Protestantische Kirchenführer, die fürchten, daß die häusliche Bibellektüre außer Kurs gerät? Besorgte Kulturpolitiker, die sich nach klerikalen Hilfstruppen umschauchen? Verleger, denen zur Verteidigung des Buchmarkts jedes Mittel recht ist, sogar die Kooperation mit den Vordenkern einer Kirche, die sonst in ihren Katalogen nicht vorkommt? Theologie des Lesens – ein Feigenblatt für die Profitstrebigkeit des Buchhandels oder gar eine geniale Erfindung der neugegründeten „Stiftung Lesen“ in Mainz? Wer ist es, der eine Theologie des Lesens braucht? Die Antwort, die im folgenden entfaltet wird, zielt nicht auf die Gegenwart, sondern auf die nahe Zukunft. Der Weg richtet sich auf das dritte Jahrtausend, von dem uns nur noch wenige Jahre trennen.

Wenn in Zukunft alle lesen können

Es mag nicht viel sein, was man über das dritte Jahrtausend sagen kann. Eines aber läßt sich mit ziemlicher Sicherheit prognostizieren: In diesem Jahrtausend kommt der Prozeß der Alphabetisierung der Menschheit zum Abschluß. Nicht, daß dann jeder Erdenbewohner eifriger Zeitungsleser oder regelmäßiger Bibliotheksbenutzer wäre. Der Umgang mit dem gedruckten Buch hat lediglich aufgehört ein Privileg zu sein. Fast jeder wird im dritten Jahrtausend in die Abc-Kunst eingewiesen sein. Sind seine Motivationen stark genug, dann wird er diese Kunst auch ausüben. Ausgeschlossen von der Welt der Bücher, wie groß oder klein auch das Angebot im konkreten sein mag, ist man nicht mehr durch Rassen- oder Klassenzugehörigkeit, sondern nur durch sich selbst. Die weißen Flecken auf der Landkarte der Alphabetisierung, die die UNESCO heute noch verzeichnet, werden verschwinden. In jedem Kontinent, in jeder Nation, in jedem Ort wird es

eifrige Leser geben, auch wenn sie, am Bevölkerungsganzen gemessen, immer noch eine Minderheit darstellen, eine Elite. Doch zu dieser Elite hat prinzipiell jeder Zugang. Die bildungsmäßigen Voraussetzungen sind dafür weltweit geschaffen. Sicher, es gibt auch dann noch gesellschaftliche und persönliche Gründe und Vorwände genug, den Einstieg in die Lesewelt zu versäumen. Aber es handelt sich dann eher um eine „selbstverschuldete Unmündigkeit“. In diesem Sinn dürfte die allgemeine Literalisierung eine Signatur des dritten Jahrtausends werden.

Eine evolutionäre Entwicklung kommt damit zu ihrer Vollendung. Wie umstürzend sie ist, wird einem erst in einer langfristigen Betrachtung bewußt. Bevor es die Schrift gab, blieb das Denken und Fühlen fest eingewurzelt in den Überlieferungen und den Gewohnheiten der Umwelt. Ausbrechen konnte man nur, indem man auswanderte. Wer hatte aber schon die Kraft (und die Verheißung) eines Abraham?

Die Erfindung der Schrift schuf die Möglichkeit, an Erfahrungen von weither teilzunehmen, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Solange diese Kunst nur im Besitz von Priestern und Beamten war, diente sie eher der Stabilisierung der Systeme. Die Kaste verfestigte ihren traditionellen Anspruch durch die „Unauslöschlichkeit“ der Aufzeichnung. Überlebtes wurde nicht mehr, wie in mündlichen Kulturen, aus dem Gedächtnis der Völker ausgeschieden. So erklärt man sich zum Beispiel die Langlebigkeit der Dynastien am Nil. Die alten Ägypter seien, sagt man in anschaulicher Übertreibung, ein von einer Gesellschaft von Antiquaren mit harter Hand regiertes Volk von Fellachen gewesen¹.

In dem Augenblick, wo der „gemeine Mann“ zu lesen begann, wo er nicht mehr auf den Vorleser, den staatlichen oder religiösen Vor-Mund angewiesen war, wo ihm in der eigenen Lektüre alternative Lebensentwürfe begegnen und möglicherweise gar als Lebensziele erstrebenswert werden konnten, wo Lesen also aus der obrigkeitlichen Kontrolle geriet, wurde es als Systemgefahr erkannt und mit allen denkbaren Mitteln bekämpft.

An den Übergängen von der professionellen zur allgemeinen Literalisierung entstanden regelmäßig mehr oder weniger wirksame Instrumente der Leserlenkung und der Leseverhinderung. Schon aus der Antike (übrigens auch aus der Bibel) sind Bücherverbrennungen bekannt, ebenso Edikte, die den Besitz bestimmter Papyri unter strenge Strafe stellten. Die Erfindung Gutenbergs und ihre Folgen für die serienmäßige Produktion von Büchern stellte die Systemverteidiger bald vor unlösbare Probleme. Doch Index und Zensur konnten weder im staatlichen noch im kirchlichen Bereich auf die Dauer verhindern, daß neue Gedanken in die Systeme eindrangten, daß Alternativen denkbar wurden, die Nachdenken und Entscheidung verlangten.

Wie verschlungen auch der Weg vom Mythos zur Aufklärung gewesen sein mag, von wie vielen Rückfällen er auch gezeichnet ist, im ganzen kann man den Prozeß der Alphabetisierung als einen Prozeß fortschreitender Autonomiegewinnung beschreiben. Am Anfang waren es vereinzelte Grenzgänger, am Ende sind es, der

Möglichkeit nach, alle Teilnehmer der Weltzivilisation, die lesend mit anderen Welten in Beziehung treten können und in dieser Auseinandersetzung sich selbst definieren. Daß der intensive Umgang mit Büchern einen Menschen umpolt von der Außenlenkung zur Innenlenkung, hat David Riesman festgestellt und Elisabeth Noelle-Neumann im demoskopischen Test bestätigt. So geht mit der Verbreitung von Lesekultur eine Stärkung der Ichkultur einher. Viele Autobiographien schildern, wie Bücher zum Mittel der Selbstfindung geworden sind.

In einer evolutionären Betrachtung könnte man von einer neuen Bewußtseinsstufe sprechen, die die Menschheit durch die Schriftkultur erreicht hat. Aber diese Bewußtseinsstufe kann nicht bequem und mühelos eingenommen werden. Der verständige Umgang mit Büchern verlangt, im Gegensatz zum Konsum der Massenmedien, eine spezifische nervliche, emotionale, geistige und moralische Anstrengung. Zu Discountpreisen ist allenfalls der Gegenstand Buch, nicht aber sein Inhalt zu haben. Das wird sich auch in Zukunft nicht ändern. Die Totalalphabetisierung macht also nicht mit ehernem Gesetz alle Menschen zu eifrigen Lesern. Sie stellt nur weltweit eine gewisse Chancengleichheit her. Darin besteht der Fortschritt – und die Herausforderung.

Auf dem Weg zu einer lesenden Kirche?

Die Totalalphabetisierung eröffnet nicht nur ein neues Kapitel der Weltgeschichte, sondern auch ein neues Kapitel der Heilsgeschichte. Denn Jahwe hat seine Offenbarung in die Geschichte des Lesens hineingestellt. Auf dem Berg Horeb schuf er sich, mitten unter den Völkern einer großen religiösen Bildkultur, ein Volk der religiösen Buchkultur.

Die Götter Griechenlands offenbarten sich, indem sie sich zeigten. Jahwe dagegen verbarg sich den Augen, selbst Mose durfte ihn nicht anschauen. Er offenbarte sich nicht im Bild, sondern im Text. Das Kernstück dieses Textes legitimierte er, indem er es, wie es im Buch Exodus heißt, mit eigenem Finger in die Gesetzestafel eingrub (Ex 31,18). Jahwe hat damit das Geschriebene als sein Medium in Anspruch genommen und hat ihm dadurch eine Würde gegeben, die von keinem Medium mehr eingeholt werden kann.

Warum hat Gott das Buch erwählt? Wenn man diese hochspekulative Frage zuläßt, wird man an ein Wort Romano Guardinis erinnert, der das Gefüge des Buchs zu den großen Formen zählt, mit denen es der Menschheit gelungen sei, das Chaos zu bewältigen². Gewinnt der Glaube am Leitfaden der Schrift jene Verlässlichkeit, jene Ordnung und jenes Maß, die das Bild in seiner Vieldeutigkeit nicht bieten kann? Ist es nur Metaphorik, daß in der alttestamentlichen Gottesvorstellung das Buch eine entscheidende Rolle spielt?

Die Rede ist vom himmlischen Gerichtsbuch, in dem die Sünden Judas

eingetragen werden (Jer 17,1; Dan 7,10), aber auch vom Buch des Lebens, in dem die Auserwählten verzeichnet sind, die vom Gericht verschont bleiben (Dan 12,1). In der Apokalypse tauchen beide Bücher in der gleichen Szene auf (Apk 10,12). Doch das Buch ist nicht nur Rechtsurkunde, es ist auch Lebensskript. Im Psalm (39,15) heißt es: „Als ich gebildet wurde im Dunkel, gewoben in der Tiefe der Erde: Schon sahen deine Augen auf meine Tage, in dein Buch sind sie alle geschrieben.“

Es ist dieses Lebensskript, aus dem der Erzengel Rafael im Buch Tobit Gott vorliest (Tobit 12,2) und das, ins Weltensskript erweitert, als dritter Buchtyp in der Apokalypse auftaucht: Die siebenfach versiegelte Schriftrulle. Die Weltgeschichte wird in der Apokalypse buchstäblich zur Evolution, zum Ausrollen des göttlichen Textes. In ihrer Umkehr, der Involution, schaut Dante im Schlußgesang seiner „Göttlichen Komödie“ die Einheit des Daseins in der Tiefe des göttlichen Wesens: „Ich sah, wie sich in seiner Tiefe eint, mit Lieb in einem einzigen Band gebunden, was durch das All sich auseinanderblättert.“³

Das Buch in der geordneten Fülle seiner zusammengebundenen Zeichen wird zum Repräsentanten des göttlichen Weltenplans. So verstanden sich auch die frühen Naturwissenschaftler, wie Hans Blumenberg nachweist⁴, als Leser, Leser im Buch der Schöpfung. Noch Heinrich von Kleist glaubte zu Beginn seiner naturwissenschaftlichen Studien, in der Erfassung der Natur die unsterblichen Gedanken Gottes wiederzuerkennen, bis Kants „Kritik der Urteilskraft“ ihn zu der niederschmetternden Einsicht führte, „daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist“⁵. Sein totaler Zusammenbruch, die sogenannte Kant-Krise des Jahres 1801, ist weder ein philosophisches Mißverständnis noch eine psychopathologische Erscheinung, sondern die Reaktion eines hoffenden Menschen auf die Erkenntnis, daß man in der Natur den Text Gottes nicht mehr lesen kann. „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr.“⁶

Wenn Jahwe nach biblischer Vorstellung Welt-Autor ist, dann ist Lesen mehr als nützliche Kulturtechnik und unterhaltsames Freizeithobby. Dann ist Lesen in einem neuen Sinn: Wiederentdecken der göttlichen Urinformation. Anaginoskein – Wiedererkennen heißt das griechische Wort für Lesen, das allein im Neuen Testament 32mal vorkommt.

Jesus als Leser

In dieser Bedeutung spielt sich auch die Szene ab, in der Jesus selbst als Leser geschildert wird. Er begegnet in der Jesaja-Stelle, die er in der heimatlichen Synagoge vorliest, dem Lebensskript, das der Vater für ihn bestimmt hat: „Heute ist dieses Schriftwort vor euren Ohren erfüllt worden“ (Luk 4,21).

Es ist uns weiter nicht überliefert, ob und wie Jesus mit der Schrift umgegangen

ist. Aber er setzte Belesenheit – im Sinn des Wiedererkennens göttlicher Weisung – in Streitgesprächen voraus: „Habt ihr nicht gelesen...“, hält er seinen Gegnern immer wieder vor. Damit fordert er für den Umgang mit den heiligen Büchern eine Hörsamkeit, die sich sehr deutlich von der rituellen Buchstabengläubigkeit unterscheidet. Es genügt ihm nicht, sich über Gottes Botschaft zu informieren oder sie gelehrten Studien zu unterziehen. Er erwartet, daß man sie zu Herzen nimmt. Es geht also um Aneignung und Verbindlichkeit für das eigene Leben. In dieser Spiritualität des Lesens wurde Jesus selbst zum Lehrmeister, wie Eugen Biser in der Auslegung der Emmaus-Perikope gezeigt hat.

Die beiden Jünger waren wohlbelesen in den Schriften der Väter; dennoch wußten sie mit der Nachricht vom leeren Grab nichts anzufangen. Erst indem der unbekannte Mitwanderer noch einmal die Schrift mit ihnen durchging, hatten sie das entscheidende Leseerlebnis: die spirituelle Auferstehung des Herrn aus der Gruft der toten Buchstaben. „Die beiden Jünger“, schreibt Eugen Biser, „hätten den Auferstandenen nicht am Brotbrechen erkannt, wenn sie ihn nicht zuvor bei seiner Deutung der Schrift mit dem Herzen wahrgenommen hätten.“

In der Emmaus-Perikope gibt der österliche Jesus dem Lesen einen letzten und höchsten Sinn: ihn selbst zu erkennen als Inhalt und Ziel der ganzen Schrift. So versteht Eugen Biser die Perikope als eine Einladung, „den Mediencharakter, konkreter gesagt, die Textualität der biblischen Schriften in Rechnung zu stellen und sich um eine Lektüre zu bemühen, die nicht beim Sinnverstehen stehenbleibt, sondern darauf abzielt, die von den Texten immer nur gebotene Reproduktion in das Original zurückzuverwandeln, und das besagt, aus der Schrift das lebendige Wort herauszuhören“⁷.

Von dieser Deutung her fällt noch einmal ein Licht auf das Leseerlebnis Jesu in der Synagoge seiner Heimatstadt: Er hört aus dem Propheten das lebendige Wort heraus, aber – und hier übersteigt die Szene unsere Vorstellungskraft – er spürt, daß er der Gemeinde, daß er selbst das Wort ist. Er sieht aus der Schrift einen gewaltigen Strom der Hoffnung auf sich zukommen und erfährt sich als seine Erfüllung. So hat niemand mehr die Schrift gelesen.

Man könnte sich nun denken, daß ein Mensch, der sich in so einmaliger Weise als Inhalt der Schrift begreifen muß, nicht mehr loskommt von diesem Lebensskript, das die Jahrhunderte ihm zugeschrieben haben. Doch nirgends schildern die Evangelisten Jesus als einen einsam über die Väter gebeugten Meister, während doch vom einsamen Beten mehrfach die Rede ist. Von seiner Persönlichkeit her, so scheint es, war Jesus kein Lesertyp, kein leidenschaftlicher Schriftgelehrter, kein introvertierter Hieronymus im Gehäus. Seine Lieblingsvorstellung war das Gastmahl. So wie er seine Botschaft oft in solche Bilder eingebettet hat, so stellt er sich auch das Reich Gottes vor als ein großes Gastmahl, nicht als eine Liturgie, und schon gar nicht als das Entrollen eines Buchs, obgleich auch dieses Symbol in der jüdischen Tradition angelegt war.

Dennoch ist Jesus der Angelpunkt einer Theologie des Lesens, weil Lesen im österlichen Sinn nichts anderes heißen kann als ihn wiederzuerkennen als den, von dem die Schrift handelt, so wie er es die Emmaus-Jünger als „Hermeneut in eigener Sache“ (Eugen Biser) gelehrt hat. Es hatte seinen tiefen Sinn, wenn die Antike Christus als einzigen Gott mit einer Buchrolle darstellt, auch wenn erst mit Paulus jene Gestalt in die neutestamentliche Glaubensgeschichte eintritt, die das geschriebene und veröffentlichte Wort ausdrücklich zum Medium der Verkündigung macht.

Der Paulinische Impuls

So sehr war Paulus von der Heilsbedeutung des Schriftmediums überzeugt, daß er die Gemeinde selbst mit einem Sendschreiben vergleicht: „Unser Brief seid ihr, hineingeschrieben in unser Herz, von allen Menschen verstanden und gelesen“ (2 Kor 3,2). In einer nochmaligen Steigerung nennt er die Gemeinde einen Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.

Die Gemeinde, nicht mehr nur Heilszeugnis im persönlichen Nahbereich, sondern ein Brief, der sich potentiell an alle richtet – damit hat der Weltbürger Paulus genau die Struktur medialer Verkündigung umschrieben; denn das geschriebene und veröffentlichte Wort wendet sich im Gegensatz zum gesprochenen Wort nicht mehr an den einzelnen oder an die Gruppe, die man vor sich hat, sondern an einen mehr oder weniger anonymen Adressaten, dessen Reaktion man sich bestenfalls in der Phantasie ausmalen kann. Die Glaubensofferte, die im Buch transportiert wird, ist anderer Art als die Glaubensofferte der Predigt oder des Gesprächs. Sie setzt auch eine andere Art der Rezeption voraus.

In dem einen Fall ist die Offerte spürbar auf mich eingestellt, im anderen Fall muß ich mich auf die Offerte einstellen. In dem einen Fall nimmt mich der Gesprächspartner gefangen, im anderen Fall muß ich mich aus eigenem Willen von der Botschaft gefangennehmen lassen. In dem einen Fall spüre ich unmittelbar, daß ich der Gemeinde bin. Ich kann mich daher der Botschaft nicht so leicht entziehen. Im anderen Fall muß ich die Verbindung zwischen Botschaft und persönlicher Situation selber herstellen. Ob ein Ideenaustausch zwischen dem Text und mir zustande kommt, ist von meiner Entscheidung abhängig. Der Hörer des Wortes unterliegt einer gewissen sozialen Kontrolle. Der Leser des Wortes handelt in einsamer Selbstverantwortung. Er muß mehr von sich einbringen, damit die Kommunikation überhaupt zustande kommt. Er braucht mehr Konzentration, mehr Einfühlungsvermögen, mehr Phantasie, mehr Entschiedenheit, er braucht, mit anderen Worten, ein ausgeprägteres Ich. Die Bereitschaft zu lesen ist Ausdruck einer inneren Entwicklung. Es deutet auf einen evolutionären Prozeß im Christentum, wenn sich neben der Verkündigung in der Gemeinde eine Verkündigung im

„Gehäus“ auftut, wenn aus *unserem* Evangelium, wie Martin Luther formulierte, *mein* Evangelium wird.

In einem gewissen Sinn wird der Glaube für den Leser zur „Privatsache“. Sieht man diese Formulierung nicht politisch (als Ausschluß der Religion aus der Öffentlichkeit), sondern fundamental, dann hat sie einen guten Sinn. Das Christentum ist ja nicht nur eine kollektive Heilszusage (an die Kirche, an die Gemeinde), sondern jeder einzelne ist mit seinem persönlichen Schicksal von Gott gemeint und darf sich von ihm angesprochen fühlen. So ist die private Begegnung mit der Bibel und den vielen Büchern, die um dieses Buch herum entstanden sind, ein Weg zu geistlicher Erkenntnis und Reifung.

Die Reformatoren haben dies besser verstanden als ihre katholischen Kontrahenten. Ihnen vor allem ist es zu danken, daß die Bibel, der Katechismus und die Erbauungsschriften in vielen Familien einen festen Platz fanden, daß neben der hörenden Kirche, und diese ergänzend, eine lesende Kirche entstand (mit allen Gefahren konventikelhaften Denkens).

Heute ist, wenn man den Ermittlungen der Demoskopen folgen darf, die lesende Kirche größer als die hörende Kirche, versammeln sich mehr Menschen um das religiöse Buch als sonntags um die Kanzel⁸. Von Martin Luther stammt das Wort, die Kirche sei ein Mund-Haus. Inzwischen ist sie, nicht zuletzt als Spätfolge der Reformation, auch ein Buch-Haus geworden. Tritt nun zu Kanzel und Altar ein dritter Ort religiöser Erfahrung? Ist es Flucht in ein unverbindliches Auswahlchristentum oder (auch) Suche nach einer Glaubensverkündigung, die der Individualität des modernen Menschen eher gerecht wird? Glaubensende oder Glaubenswende? Eine Theologie des Lesens macht etwas von der Bewußtseinslage des anonymen Christen verständlich. Sie verweist auf einen Weg zu Christus, den man nicht erkennen kann, solange man an einer engen Auslegung des Apostelwortes festhält, der Glaube komme vom Hören.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich zur elektronischen Kirche umfassend geäußert. Die lesende Kirche kommt in dem sogenannten Mediendekret mit keinem Wort vor. Karlheinz Schmidthüs neigt in seinem Kommentar zu der Auffassung, dieses Dekret sei eher ein beschäftigungspolitisches Zwischenspiel für die Konzilsväter gewesen, während andere Vorlagen für die Beratung noch nicht reif waren⁹. Es gab einige Widerstände gegen seine Verabschiedung. Zum ersten (und bisher einzigen Mal) verteilten Bischöfe Flugblätter in St. Peter. Aber dieser Protest richtete sich nicht etwa dagegen, daß man das Buch, das ureigenste Medium des Glaubens, vergessen hatte. Insofern ist nicht nur das Dekret selbst, sondern auch seine Entstehungsgeschichte ein Beleg dafür, daß die katholische Kirche der weltweit wachsenden Lesekultur sprachlos, ja konzeptionslos gegenübersteht.

Ein bezeichnendes Detail aus der Liturgie. Zur Verkündigung wird das Evangelium zum Ambo getragen, von Kerzenträgern begleitet. Doch danach muß es den Predigtnotizen des Pfarrers Platz machen. Es verschwindet sang- und klanglos in

der Ablage. Nach der Messe versteckt es der Küster in einem Sakristeischrank. Der Tabernakel des Wortes hat keinen Platz im Chorraum. Ein vergleichender Blick in evangelische Kirchen oder gar die Mitfeier eines byzantinischen Ritus macht deutlich, wie unterentwickelt das Buchbewußtsein in der katholischen Liturgie ist. Ist der feierliche Fackelzug zum Ambo nicht leere Symbolik, solange das Buch der Offenbarung nicht erinnernde Mitte im Gotteshaus bleibt?

Das Mißtrauen gegen den Leser, die Angst vor dem Freimut des Schriftstellers, die jahrhundertlang versuchten Eingriffe in den literarischen Vermittlungsprozeß haben tiefe Wurzeln, die einer eigenen kirchengeschichtlichen Studie wert wären. Immerhin sind inzwischen der Index und, bis auf einige Sonderfälle, die Zensur stillschweigend zu Grabe getragen worden. Damit hat Rom eingestanden, daß die *disziplinäre* Aufarbeitung der Alphabetisierung und ihrer Folgen mißlungen ist. Um so dringlicher ist jetzt die *theologische* Aufarbeitung.

Theologische Fundamente

Eine solche Besinnung kann auf verschiedene, noch kaum reflektierte Kapitel der Glaubensgeschichte zurückgreifen: auf die Bibel selbst, auf die Lebensgeschichte bekannter Heiliger, die lesend den Durchbruch zu Gott fanden, von Augustinus angefangen bis Edith Stein, auf die überwältigende Fülle der Buchmetaphorik der lateinischen Literatur des Mittelalters, auf die Ernst Robert Curtius hingewiesen hat¹⁰, auf den reformatorischen Ansatz, der in vielen Familien ein religiöses Leseklima entstehen ließ, nicht zuletzt auf die beiden anderen Buchreligionen dieser Erde, auf Judentum und Islam.

Die vergleichende religionswissenschaftliche Betrachtung dürfte besonders aufschlußreich sein. Heilige Bücher gibt es in allen Völkern, auch wenn sie nicht als Quelle göttlicher Offenbarung angesehen werden. Auch für Hindus und Buddhisten ist Lektüre ein Tor zur Transzendenz. Beispielhaft sei hier das Tibetische Totenbuch erwähnt, dessen Text der Priester dem Sterbenden ins Ohr vorliest, um ihn auf die Gefahren der Jenseitswanderung vorzubereiten. Vielfach wird berichtet, wie das Buch im Osten als Medium der Grenzüberschreitung mit großer Ehrfucht behandelt wird.

Dennoch ist Buddha – im Gegensatz zu Christus – niemals als Mann des Buchs dargestellt. Auch auf dem Weg zur Vollendung, als Bodhisattva, wird er nur ganz vereinzelt mit Schriftrolle gezeigt, so auf einer chinesischen Hängerolle, die im Kölner Museum für ostasiatische Kunst zu sehen ist. Kein Zweifel, die buddhistische Erleuchtung ist textlos. Die christliche Offenbarung sind Worte, aufgeschriebene Worte.

Wiederum spiegelt sich das in der Kunst. Seit dem Mittelalter trifft der Verkündigungengel Maria nicht in der Haltung der Versenkung, sondern als

Lesende. Aufgeschlagen ist das Jesaja-Wort, das zu ihrem Lebensskript geworden ist: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären.“¹¹ Unübersehbar die Analogie zu dem Leseerlebnis Jesu. (Künstler sahen die Heilsbedeutung des Lesens besser als viele berufene Fachleute.)

Karl Rahner gehört zu den wenigen neueren Theologen, die die Rolle des Buchs im Glaubensprozeß erkannt und durchdacht haben. Er spricht davon, daß Gott eine Menschheitsgeschichte gewollt habe, in der es zum Buch kam, weil und insofern er das Heilige Buch als ein Moment an der Konkretheit der Inkarnation seines eigenen Wortes wollte. Gewiß könne man sich theoretisch auch einen anderen Weg der gegenseitigen Annäherung von Menschheit und Gottheit vorstellen. „Mag es mit einer solchen alternativen Möglichkeit sein wie es will, Gott hat die konkrete Wirklichkeit seiner absoluten und bleibenden Nähe zur Menschheit so gewollt, daß ein Heiliges Buch entsteht... Die Tradition dieses Buches, seine Lesung, seine Verbreitung, seine Auslegung und seine Verteidigung gehören also wirklich *iure divino* zum Wesen der Kirche und des christlichen Heils.“¹² Menschwerdung des Wortes bedeutet für Karl Rahner auch Buchwerdung des Wortes.

In einem seiner letzten Aufsätze in dieser Zeitschrift hat er diesen Gedanken noch einmal aufgegriffen und zugespitzt. „Wenn wir schon vom *Buch* der Heiligen Schrift sprechen, brauchen wir wohl nicht zu übersehen und tun der Ehre der Heiligen Schrift als Buch kein Unrecht an, wenn wir darauf reflektieren, daß dieses Buch als Buch noch eine Geschichte gehabt hat, in der ihr eigentliches Wesen noch einmal radikaler als vorher verwirklicht wurde. Die Schrift ist eine Botschaft an alle und an jeden einzelnen. Dieser Charakter der Schrift wird aber radikaler realisiert, wenn diese Schrift unmittelbar wirklich zu jedem und überall hin gelangen kann. Das ist aber doch eigentlich erst gegeben, wenn die Schrift ein Buch geworden ist, das leicht und praktisch so vervielfältigt werden kann, daß es das Buch überall und von jedem wird... Erst von dem Ende des 15. Jahrhunderts an war die Schrift im Stadium der vollen Realisation ihres eigenen Wesens.“¹³ So, sagt Karl Rahner, den Gedanken zu Ende führend, sei das Wort Gottes als im Menschenwort inkarniert zu seinem vollen Wesen gekommen, indem es Buch-Wort wurde. Die Geschichte des Glaubens und die Geschichte des Lesens, von Gott selbst verbunden, sind für ihn sinngleichgerichtete Prozesse in einer Geschichte, „in der die Menschheit in immer steigendem Maße zu sich selbst und zu ihrer Berufung vor die Unmittelbarkeit Gottes kommt“¹⁴. In dieser eschatologischen Deutung begegnet Karl Rahner – ob er es gewußt hat? – einer eigentümlich prophetischen Aussage Martin Luthers, der in einer Tischrede die Buchdruckerei die letzte und höchste Gnadengabe Gottes nannte vor dem Erlöschen der Welt.

Wie sollen wir lesen?

Durch kein neu hinzugekommenes Medium, und sei es noch so weit hörbar oder sichtbar, kann diese Würde des Buchs eingeholt, kann dieser Auftrag der Kirche abgelöst werden, dafür zu sorgen, daß dieses Buch und die vielen Bücher, die es hervorgerufen hat, aufgenommen werden. Gott braucht Leser. Es gehört zum Fortgang der Heilsgeschichte, daß seine Botschaft immer mehr Leser findet, und zwar nicht nur gelehrte Vor-Leser, sondern vor allem auch Menschen, die der Mahnung des Thomas von Kempen folgen, der am Vorabend des Gutenberg-Zeitalters die schlichte Regel aufstellte: „Unsere Neugier hindert uns oft beim Lesen der Schriften, weil wir erkennen oder erforschen wollen, was wir in Einfalt hinnehmen sollten. Willst du Gewinn haben, lies demütig, einfach und treu, und wünsch dir niemals den Ruf der Gelehrsamkeit.“¹⁵

Gewiß meinte der geistliche Vater der *Devotio moderna* nicht, daß der fromme Leser seinen Verstand am Eingang der Bibliothek abgeben soll. Aber dem Wort Gottes und übrigens auch dem Wort der Weisen, wie er anschließend sagt, solle er nicht nur mit dem Kopf, sondern mit jenem Herzensbrand begegnen, den die Emmaus-Jünger empfanden, als ihnen der österliche Herr als der Sinn der Schrift aufgegangen war. Der Dichter Gerhard Terstegen sagte das so: „Die Schrift muß man betend lesen und lesend beten, weil alles Licht, Segen und Nachdruck allein von dem Heiligen Geist aus der Gnade herzukommen muß. Wer die Schrift nicht leset mit einem zu Gott gekehrten, betenden Herzen, der gehet von einem vollen Tisch leer, matt und mager wieder zurück, wieviel auch der Kopf gesammelt haben möchte.“¹⁶

So stößt die Theologie des Lesens Überlegungen an zu einer Spiritualität des Lesens, die heute gefährdeter ist als in einer Zeit, in der noch kein Massenmedium unaufhörlich an Aug und Ohr drang, in dem der Lärmpegel noch niedrig war und das Stillwerden keines eigenen Entschlusses bedurfte. Ernst Bloch hat einmal gesagt: „Niemand weiß heute mehr, wie dunkel die Nacht ist“¹⁷, denn wir haben uns daran gewöhnt, durch das künstliche Licht jede natürliche Dunkelheit in Tageshelle zu verwandeln. In Anlehnung an Ernst Bloch könnte man auch sagen: Niemand weiß heute mehr, wie still die Welt ist; denn das Geräusch der Technik bedrängt uns bis in den Schlaf, und unaufhörlich fordern neuen Eindrücke unsere Aufmerksamkeit. Daher muß der moderne Mensch bewußt „abschalten“, wenn er lesend bei Gottes Wort und seiner Auslegung verweilen will. Jeder weiß, wie schwer es fällt, einen Raum der Stille in sich, für sich, zu finden.

So ist die Situation paradox: Dem zivilisatorischen Prozeß ist es zu verdanken, daß immer mehr Menschen lesen können. Gleichzeitig verhindert dieser Prozeß, daß diese Fähigkeit im existentiellen, vollen Sinn angewendet wird. Viele Leser bleiben Informationssammler, Unterhaltungssucher, Schlagzeilenspringer. Daß Lesen sprachgeschichtlich etwas mit Sammeln zu tun hat, ist weitgehend unbe-

kennt. Eugen Biser beschreibt das als eine geradezu apokalyptische Auseinandersetzung zwischen Printmedien und audiovisuellen Medien: „In diesem Kampf droht gerade der geistig engagierte Zeitgenosse zwischen die Mühlsteine zu geraten: wählt er die Partei des Buches, so läuft er Gefahr, den Anschluß an die rapide eskalierende Medienszene elektronischer Provenienz zu verlieren und gegenüber allem, was sie ihren Rezipienten zu bieten hat, in einem hoffnungslosen Informationsrückstand zu geraten. Entscheidet er sich jedoch für diese, so droht ihm der Verlust der Weisheit, wenn nicht sogar der Wirklichkeit, die ihn tatsächlich prägt.“¹⁸

Vom dritten Jahrtausend ist also nicht nur zu prognostizieren, daß es ein Jahrtausend der Totalalphabetisierung wird. Es wird auch ein Jahrtausend der massenmedialen Totalüberflutung sein. In Umkehrung des bekannten Hölderlin-Wortes könnte man sagen: Wo das Rettende wächst – Lesen als Heilsweg –, wächst auch die Gefahr, daß diese Chance wieder verschlungen wird, weil vielen die Fähigkeit abhanden kommt, in Ruhe bei sich selbst und bei ihrer Lektüre zu verweilen.

Adalbert Stifter erzählt zu Beginn des „Nachsommers“, daß es in der Wohnung ein eigenes Zimmer gab für den Vater. „An Abenden saß er häufig eine Stunde, oder aber auch zwei oder drei darüber, an einem kunstreich geschnitzten Tische... und las. Da durfte man ihn nicht stören, und niemand durfte durch das Bücherzimmer gehen.“¹⁹ Die Funktion des später sogenannten Herrenzimmers in der bürgerlichen Kultur übernahm im proletarischen Milieu nicht selten der Dachboden, wie wir aus mancher Arbeiterbiographie wissen. Auch die Einsamkeit der Natur bot Gelegenheit zu selbstvergessenem Eintauchen in die Lektüre. In seinen „Wahlverwandschaften“ schildert Goethe zum Beispiel an entscheidender Stelle einen Spaziergang Ottiliens. „Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Überfahrt. Der Knabe war eingeschlafen... Sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen: sie vergaß Zeit und Stunden: sie saß versunken in ihrem Buch, in sich selbst.“²⁰

Doch wo gibt es heute noch ein Bücherzimmer oder einen Dachboden oder einen stillen Park? Man muß das Refugium in sich selbst aufsuchen, wenn man sich einem Text mit ganzem Herzen öffnen will. Es bedarf also einer ausdrücklichen Einübung in die Spiritualität des Lesens, damit die Totalalphabetisierung der Menschheit als eine heilsgeschichtliche Chance genutzt werden kann. Was könnten Orte solcher Einübung sein?

Die traditionelle katholische Buchseelsorge erschöpfte sich weitgehend in einer Art Bewahrungspädagogik. Das hat der letzte große Apologet kirchlicher Bücherverbote, Hans Hilgers, noch zu Beginn dieses Jahrhunderts geradezu klassisch formuliert, indem er den Index mit einem väterlichen Zeigefinger verglich, der, um zu warnen, auf ganz bestimmte Kräuter und Gräser, Blüten und Blumen der geistlichen Wiese hindeute, und, wenn nötig, sich hebe, um zu drohen²¹. Wenn

man von einer Theologie des Lesens über eine Spiritualität des Lesens zu einer Pastoral des Lesens kommt, dann geht es nicht in erster Linie um das Verhindern, sondern um das Aufbauen von Leseneigung, um konstruktive Überlegungen.

Buch und Seelsorge

Wo könnten Orte für die Einübung eines solchen Lesens sein? Man denkt zunächst an die Gemeinde. Durch die Pfarrbüchereien wird Lesen zu einem Stück Gemeindeleben. Doch nicht wenige Pfarrer, so wurde dem Autor auf einer Bibliothekstagung des Borromäusvereins im vergangenen Herbst geklagt, verstehen diesen Zusammenhang nicht mehr. Gibt es nicht eine wohlsortierte Stadtbibliothek am Ort? Schon die Frage ist kennzeichnend. Sie unterstreicht die Notwendigkeit, über Lesen und Glauben nicht nur auf akademischer Ebene zu diskutieren, sondern auch in der Priesterausbildung und in der Priesterfortbildung konkret darüber zu sprechen; denn nur im Kontext der Pfarrseelsorge kann die Pfarrbücherei die Rolle finden und ausfüllen, die ihre Existenz neben der kommunalen Bücherei rechtfertigt: Begegnungsstätte zu werden für Menschen, die, um den Evangelisten Johannes zu zitieren, lesen, damit sie glaubend Leben haben in seinem Namen (Joh 20,31).

Es wird anfangs sicher nur ein kleiner Kreis sein, der in Ausleihstatistiken kaum ins Gewicht fällt. Aber die Zahl wird wachsen, wenn die Veranstaltungen der Gemeinde ein wenig auf sie zugeschnitten werden, wenn man zum Beispiel in einem Gesprächskreis ab und zu auch über religiöse Leseerfahrungen sprechen kann, wenn man die Gesprächsteilnehmer ermutigt, die Heilkraft des Lesens in den verschiedenen Wechselfällen des Lebens zu erproben, wenn man Lesemeditation anbietet und einübt, wie man ja auch die verschiedenen Entspannungstechniken in der religiösen Bildungsarbeit heute erlernen kann, wenn der Buchsonntag wieder einen eigenen Sinn gewinnt und nicht sang- und klanglos im Tag der Medien untergeht, so als wäre das Buch ein beliebiges Medium und nicht das von Gott auserwählte.

Die Integration des Lesens in das Pfarrleben wird natürlich dort viel leichter gelingen, wo der Pfarrer selbst das Lesen noch nicht aufgegeben hat. Aber wo soll der Priester noch Zeit finden zu ausgedehnter Lektüre angesichts der bedrängenden zusätzlichen Aufgaben, die auf ihn zugekommen sind? Und doch ist es auch für ihn selbst notwendig, Lesen als einen Weg zum inneren Leben offenzuhalten. Patentrezepte freilich gibt es dafür nicht.

Vielleicht wäre schon viel gewonnen, wenn eine Ordensgemeinschaft beispielhaft voranginge, wenn sie Einübung, Pflege und Verbreitung einer modernen Spiritualität des Lesens zu einer zentralen Aufgabe machen würde. Im 15. Jahrhundert entstand die Bruderschaft vom gemeinsamen Leben, die sich um die

methodische Gestaltung des geistlichen Lebens und Lesens kümmerte und, ein Jahrhundert vor der Reformation, die Bibellektüre zur Grundlage einer tiefen Laienfrömmigkeit machte. Thomas von Kempen, Nikolaus von Cues, Erasmus von Rotterdam wurden von dieser Schule stark beeinflusst. Brauchen wir im dritten Jahrtausend wieder eine *Devotio moderna*? Verordnen läßt sie sich nicht. Aber eine Theologie des Lesens und ein dadurch bewirkter Bewußtseinswandel in der Kirche könnte ihr den Weg bereiten.

Lesekultur in der Weltkirche

Ein gewichtiger Einwand zum Abschluß: Macht eine Theologie des Lesens nicht die europäische Buchtradition zum Maßstab für die Weltkirche? Hat die Belesenheit in unterschiedlichen Kulturräumen nicht heute noch unterschiedliche Bedeutung? Schon in Europa hat der stark protestantisch geprägte Norden ein intensiveres Verhältnis zur Lektüre als die überwiegend katholisch geprägten Mittelmeerlande, obwohl es hier wie dort allgemeine Schulpflicht gibt. In anderen Gegenden steht man noch mitten im Ringen um die Alphabetisierung der Bevölkerung; in ihrem Leben hat das Buch noch längst keine Selbstverständlichkeit erlangt. Wo gegenstandslose Versenkung die religiöse Kultur der Gegend bestimmt, hat das Lesen wiederum eine andere Funktion als in den Gebieten der klassischen Buchreligionen. Die Sorge der Kirche um das Lesen muß also in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Dieser Forderung könnte man am besten entsprechen, wenn jede Bischofskonferenz einen Beauftragten hätte, der die Theologie des Lesens situationsgerecht umsetzt und die Initiativen ergreift, die zur Entwicklung dieser Region notwendig sind.

Was wäre zu tun? Gespräche mit Autoren und Publizisten, Aufbau des Büchereiwesens, Förderung eines konfessionellen Buchhandels, Schulung von Religionslehrern und Katechisten, Elternabende über Leseerziehung, Organisation von Autorenbegegnungen, Vortragsreisen, Lese-Exerzitien, Publikationsförderung, Initiierung von Forschungsbeiträgen zur Theologie und Spiritualität des Lesens, Modellversuche in Gemeinden, Schulen, Kindergärten, Erfahrungstransfer innerhalb der Ortskirche, Einführung der Buchpastoral in die Priesterausbildung und Priesterfortbildung, Preisverleihungen und Ehrungen für Autoren, Kritikertreffen, aktive Beteiligung an der nationalen Leseförderung, Informationsaustausch mit den Lesebeauftragten anderer Bischofskonferenzen – dieser gewiß unvollständige Maßnahmenkatalog rechtfertigt es, daß die Aufgabe nicht bei irgendeinem Bildungsreferat angehängt wird, sondern einen eigenen Vertreter erhält, der möglichst nicht nur ein guter Organisator sein sollte, sondern auch ein beschlagener und vorbildlicher Leser.

Brauchen wir also eine Theologie des Lesens? Das ist eine Frage, die sich

angesichts der Totalalphabetisierung der Menschheit in weltkirchlichem Horizont stellt. Darum sollte auch das ärgerniserregende Defizit beseitigt werden, das das Zweite Vatikanische Konzil hinterlassen hat, indem es ein Mediendekret verabschiedete und das Medium Buch darin vergaß. Da aber ein Drittes Vatikanisches Konzil sobald nicht zu erwarten ist, wäre zu hoffen, daß der Papst in einem Lehrschreiben an die Weltkirche auf die Verknüpfung von Lesen und Glauben hinweist, die im kommenden Jahrtausend noch enger werden dürfte, daß er den Zusammenhang von Theologie, Spiritualität und Pastoral des Lesens erläutert, daß er ein Signal setzt für ein neues Kapitel kirchlicher Buchpolitik oder, sagen wir besser, Buchseelsorge.

In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ schrieb Jakob Harringer: „Ich möchte nicht in den Himmel kommen, wenn dort keine Bücher sind.“²² So weit wird eine Theologie des Lesens sich nicht versteigen. Wir brauchen Gott nicht mehr zwischen den Zeilen zu suchen, wenn wir ihn von Angesicht zu Angesicht schauen. Hans Blumenberg formuliert das so: „Die visio beatifica (ist) fern von jedem Modus des Lesens, der Mittelbarkeit, der Auslegungsbedürftigkeit. Die Wahrheit der Seligen ist kein Text; sie ist das, was die Griechen durch Theorie für erreichbar gehalten hatten.“²³ Theologie des Lesens ist Theologie im Vorläufigen. Aber das Vorläufige ist die Zeit, die wir mit den Mitteln dieser Zeit auskaufen sollen.

ANMERKUNGEN

¹ Literalität in traditionellen Gesellschaften, hrsg. v. J. Goody (Frankfurt 1981) 60.

² R. Guardini, *Lob des Buches* (Basel 1952) 16.

³ E. R. Curtius, *Das Buch als Symbol in der Divina Comedia*, in: FS f. P. Clemen (Düsseldorf 1926) 44 ff.

⁴ H. Blumenberg, *Lesbarkeit der Welt* (Frankfurt 1986).

⁵ L. Muth, Kleist und Kant (Köln 1954).

⁶ An Wilhelmine von Zenge, 22. 3. 1801.

⁷ E. Biser, *Zu Emmaus triumphierte das Wort*, in: Rh. Merkur 1. 4. 1988.

⁸ *Religiöses Buch und christlicher Buchhandel* (VKB/MDG 1979). Danach lesen 32% aller Katholiken wenigstens einmal im Jahr ein christl. Buch (abges. v. Bibel, Gesangbuch, Meßbuch und Kleinschrift). In der Gruppe mit starker Bindung an die Kirche sind es 42%, mit mittlerer Bindung 33%, mit geringer Bindung immerhin noch 17%. Katholiken und Protestanten zusammen bilden in Deutschland ein Leserpotential für religiöse Literatur von 11,9 Mill. Personen.

⁹ K. Schmidthüs, in: LThK, Bd. 12, 112 ff.

¹⁰ E. R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (München 1967) 114 ff.

¹¹ L. Muth, *Maria und die lesende Kirche*, in: Christ in der Gegenwart. 22/1988, 181.

¹² K. Rahner, *Zur Theologie des Buches* (Leipzig o. J.) 14.

¹³ Ders., *Die Hl. Schrift, Buch Gottes und Heil der Menschen*, in dieser Zschr. 202 (1984) 43.

¹⁴ Ebd. 37.

¹⁵ Thomas v. Kempen, *Nachfolge Christi* (München 1966) 74.

¹⁶ W. Nigg, *Lesebuch für Christen* (Herderbücherei. 650.) 241 f.

¹⁷ Zit. n. E. Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit* (Stuttgart 1987) 250.

¹⁸ E. Biser, in: *Lesen – ein Heilsweg* (Freiburg 1988) 7 f.

¹⁹ A. Stifter, *Nachsommer* (Düsseldorf 1949) 6.

²⁰ J. W. von Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*: Hamb. Ausg. Bd. 6 (1958) 454.

²¹ H. Hilgers, *Der Index der verbotenen Bücher* (Freiburg 1904) 72.

²² Zit. n. *Geschichten vom Buch* (Insel-Tb. 722.) 66.

²³ H. Blumenberg, a. a. O. 38.